

Danke, Herr Monet

Kann mich Claude Monet aus meinem Zwiespalt zwischen Sachlichkeit und Gefühl befreien? Vielleicht kann und will er das gar nicht. Aber seine Seerosen können meinen Blick weiten. Mich aufsehen lassen.

Ich schaue eine Dokumentation über ihn und entdecke dabei etwas von meiner eigenen Suche. Auf seinen Bildern beginnen Wasser, Pflanzen und Spiegelungen ihre eindeutigen Konturen zu verlieren. Was schwimmt dort, was spiegelt sich, was liegt unter der Oberfläche? Mein Blick sucht Halt, findet einen, verliert ihn wieder. Irgendwann bemerke ich, dass ich längst nicht mehr nur Seerosen betrachte. Ich werde meines eigenen Sehens gewahr.

Das Bild lässt mich etwas tun. Ich trete näher heran, nehme Abstand, folge einer Farbe, lasse mich von einer anderen zurückholen. Dabei kann ich durchaus wissen, dass dort Wasser und Pflanzen gemalt sind. Dieses Wissen hat seinen Platz. Nur erschöpft es nicht, was zwischen mir und dem Bild geschieht.

Mit meiner Sprache geht es mir zunehmend ähnlich. Sie als Wiedergabe von Informationen zu verstehen, wird mir zu eng. Ich liebe es, Worte vorzutragen, ihre Konsonanten und Vokale auf Forte und Piano treffen zu lassen. Eine Hoffnungsbotschaft darf schamlos positiv hervortreten und sich noch in derselben Zeile ins Raunen zurückziehen. Ausgerechnet den vermeintlich wichtigsten Teil hört man kaum noch. Man muss genauer hinhören. Wie meint er das?

Eine solche Irritation braucht Zutrauen. Ich wage einen Ton, dessen Wirkung ich nicht überblicke. Ein Zuhörer mag sich angesprochen fühlen, ein anderer befremdet. Vielleicht hört jemand ein zweites Mal hin. Vielleicht wendet er sich ab. Was geschieht, gehört mir nicht allein, auch wenn ich es angestoßen habe.

Im heutigen Gottesdienst konnte ich etwas davon erfahren. Biblische Hoffnung wurde besungen, während Menschen im Raum saßen, die sich intensiv mit Trauer und Sterben beschäftigten. Die Zusage traf auf Leben, das sie in diesem Augenblick kaum ertragen konnte. Auch das gehörte zum Geschehen. Und es fand eine Antwort in Menschen, die nachgingen und das Gespräch weiterführten.

Ein Wort kann etwas zumuten. Es kann dabei auf eine Wirklichkeit treffen, die ihm widersteht. Dann sind auch diejenigen gefordert, die es ausgesprochen haben. Aufmerksamkeit wechselt die Richtung.

Hier finde ich einen Weg aus meinem alten Gegensatz von Sachlichkeit und Gefühl. Die Aufmerksamkeit braucht meine Kenntnisse, meine Erfahrung, meine Fähigkeit zu unterscheiden. Sie braucht ebenso meine Empfindlichkeit, meine Freude, mein Erschrecken. Ich muss nicht vorab entscheiden, welcher Seite ich vertraue. Ich kann mich einer Sache zuwenden und bemerken, was sie mir abverlangt.

Vielleicht liegt darin etwas vom aufklärerischen Mut: genauer hinzusehen, auch dort, wo die eigene Gewissheit bequem geworden ist. Noch einmal hinzuhören, wenn das Gefühl sein Urteil längst gefällt hat. Und den eigenen Worten zuzutrauen, dass sie etwas eröffnen können, dessen Verlauf sich erst in der Begegnung zeigt.

In zwei Wochen werde ich mit Marieke in Gent auf der Bühne stehen. Natürlich möchte ich gut vorbereitet sein. Meine Finger sollen die Wege kennen, meine Stimme soll tragen. Aber mitten in dieser Vorbereitung wächst ein anderer Wunsch: aufmerksam sein.

Meine Finger aufmerksam gleiten lassen. Marieke hören, ihren Liedern folgen. Ihren Atem wahrnehmen, eine kleine Verzögerung, eine Wendung, die ich so noch nicht gehört habe. Den Raum hören. Merken, wann ein Wort mehr Zeit braucht und wann die eingeübte Betonung ihm im Weg steht. Meine eigene Stimme hören, ohne mich dabei ständig zu beaufsichtigen. Aber auch: Spüren, wann ihr Tanzlied einen zuhörenden Menschen ergreift, sich zu bewegen.

Ich möchte aufmerksam sein, Aufmerksamkeit hervorrufen und ihr etwas zu entdecken geben. Sie ist Thema, Anliegen und Werkzeug zugleich. Vielleicht kann man sie in einem Lied erfahren, ohne dass das Wort ein einziges Mal fällt.

Nicht jeder muss danach erklären können, was er verstanden hat. Manchmal genügt es, dass jemand aufgesehen hat. Dass ein vertrauter Satz für einen Augenblick fremd geworden ist. Dass ein Mensch näher kommt und noch nach Worten sucht.

Danke, Herr Monet. Ihre Seerosen haben mir etwas zugetraut.